

Bergwerk der Sprache

Dem Autor Christian Haller zum Achtzigsten

Schon bevor Annie Ernaux den Nobelpreis für Literatur bekommen hat, war autofiktionale Prosa fast zur Mode geworden. Vor allem im deutschen Sprachraum drängen Bücher auf den Markt, deren Erzählfigur vorgibt, mit dem Verfasser identisch zu sein. Das mag einem Verlangen nach Authentizität entsprechen, zumal vor dem Hintergrund sich aufdrängender Simulationsrealitäten, die unser Leben immer stärker beherrschen. Dabei ist das Motiv, das eigene Selbst zu einem Objekt der Reflexion werden zu lassen und die subjektive Erfahrung zu einem Erzählgegenstand, so alt wie die Literatur seit Augustinus von Hippo.

Es überrascht also, wenn es bisweilen noch überrascht; denn wer könnte geeigneter sein, exemplarisch auf die Geschichte der Welt zu verweisen und im Mikrokosmos der familiären Herkunft auf das Wesen einer Epoche, wenn nicht das sich seiner selbst bewusste Subjekt? Das immer wieder zu thematisieren und gegen oft heftige Widerstände durchzusetzen ist der Werdegang des Schweizer Schriftstellers Christian Haller. Geboren 1943 in Brugg, studierte er Zoologie in Basel, arbeitete als Bereichsleiter der „Sozialen Studien“ am Gottlieb Duttweiler Institut und als Dramaturg in Baden, ehe er sich als Schriftsteller selbständig machte. Seitdem gibt es fast zwei Dutzend Bücher von ihm, die von ihrer Intention und innersten Notwendigkeit her obsessiv um ein und dieselbe Frage kreisen: Wer ist „ich“, wenn ein Ich „ich“ gesagt hat. Oder einfacher: Was können wir über uns sagen.

Diese Positionsbestimmung in cartesianischer Tradition und eingebunden in die Geschichte der Zeit ist die entscheidende für unsere digitale Moderne, in der sich das Subjekt selbst aus dem Weg räumt: Wer sind wir, wer waren wir, wer werden wir sein? Haller fragt genau das immer wieder, erfindet Reflektorfiguren, die „ich“ für ihn sagen wie im dritten



Christian Haller Foto Picture Alliance

Band seiner autobiographischen Prosa, in dem ein Freund es dem Erzähler, der es selbst nicht hervorbringen kann, abnimmt: „Den Boden, den wir nicht gehabt haben, schaffen wir uns selber. Mit Buchstaben und Wörtern, die wir zu Geschichten verfugen, geben wir dem Ich einen Grund, machen das Nichts begehbar und steigen an Orte, wo kein Boden mehr nötig ist.“

Diese literarische Begründungsarbeit ist vor allem mit der Trilogie aus „Die verborgenen Ufer“ (2015), „Das unaufhaltsame Fließen“ (2017) und „Flussabwärts gegen den Strom“ (2020) grandios geleistet. Sie steht in einer Tradition mit Entwicklungsromanen wie „Anton Reiser“ von Karl Philipp Moritz oder „Porträt des Künstlers als junger Mann“ von James Joyce. Nur dass Christian Haller lange warten musste, ehe ihm Anerkennung zuteilgeworden ist – unter anderem mit dem Aargauer Literaturpreis 2006, dem Preis der Schillerstiftung 2007 sowie dem Aargauer Kunstpreis 2015. Vorher sah es eher so aus: „Nach zwei, drei Seiten unterbrach mich ein Zwischenruf, ein Zuhörer war im Publikum aufgestanden, rief in den Saal, er protestiere, das sei keine Literatur, die ich da vortrage, das seien Klischees und banale Sätze.“ Und als wäre das nicht schon genug, erhebt sich auch noch ein Mitglied der Jury und entschuldigt sich dafür, ihn eingeladen zu haben.

Wer danach noch weiterschreibt, ist, was wir einen Schriftsteller nennen – unerlässlich im Bergwerk der Sprache. Wenn Christian Haller heute seinen achtzigsten Geburtstag begeht, dann liegen auch zwei neue Bücher von ihm vor: die Novelle „Sich lichternde Nebel“ (Luchterhand) sowie der Essay „Blitzgewitter – Eine kurze Geschichte des Lichts, in das wir uns stellen“ (Matthes & Seitz). Gratulation! KURT DRAWERT

Als die Literatur der Liebe noch geholfen hat, im Mittelalter also, lasen Francesca da Rimini und ihr Schwager Paolo eines Tages gemeinsam den Roman um Ritter Lancelot des Chrétien de Troyes. Die Folgen sind bekannt: Als sie zu der Stelle kommen, wo Lancelot seine anderweitig verheiratete Königin ganz einfach küssen musste, da fühlen sie sich zur Nachahmung überredet: „Wir lasen weiter nicht zu jener Stunde.“ So berichtet es Dante aus dem zweiten Höllenkreis.

In Saverio Mercadantes Oper „Francesca da Rimini“ an der Frankfurter Oper findet diese Lesestunde zur Halbzeit, am Ende des ersten Akts, statt: in einem surrealen Raum mit galerieweißen Wänden, der unentwegt zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen realer Handlung und psychologischer Deutung changiert. Rechts steht das Bett der Francesca, links findet sich ein kohlschwarzer Felsen, an dem die Schwerter der Mannen von Rimini lehnen, die zu Beginn als großer Chor aus siegreicher Schlacht heimgekehrt sind. Dazwischen irren die Sopranistin Jessica Pratt als Francesca und die Mezzosopranistin Kelsey Lauritano als Paolo umher, von ihrer unterdrückten Liebe gequält, halb einander suchend, halb fliehend, in der Hand das verführerische Buch, aus dem sie einander ebenso verführerisch vorsingen. Bis schließlich, man hat den Fels erklimmt, die Leidenschaft hemmungslos emporlodert und sich steigert bis hin zu dem veruchten Begehren: „Lass mich deine Knie umfassen!“ Weiter geht es nicht voran im Ehebruch, denn in diesem Moment stürzen schon Gatte und Vater herein, großes Tableau, das schuldige Buch wird in Brand gesteckt, die beiden Unschuldslämmer werden ihrer Strafe zugeführt.

Um der Einheit der Zeit willen hat der an sich erfahrene Librettist Felice Romani jede Möglichkeit einer psychologisch behutsameren Entwicklung geopfert, so wie er den Ehebruch des 13. Jahrhunderts der Sittlichkeit von 1830 opfern musste. Romani will der Phantasie keinen Raum öffnen, und so wird dies Aufgabe der Musik. Aber auch der Regie, in ganz wörtlichem Sinn, denn in Johannes Leickers Bühnenbild öffnet sich von Zeit zu Zeit die hintere weiße Wand und gibt den Blick frei auf Tänzer als Doubles der drei Protagonisten. Vor einer an Caspar David Friedrich gemahnenden Klosterruine entkleidet dort ein zweiter Paolo eine zweite Francesca, nimmt sie auf den Arm und trägt sie davon.

So weiß die Inszenierung von Hans Walter Richter dem mittlerweile ja auch schon gewohnten Auftreten von Doubles der Protagonisten neue Nuancen des Möglichkeitssinnes abzugewinnen. Später, im zweiten Akt, durchbrechen sie die Wand zwischen Utopie und Bühnen-Realität, interagieren mit den Sängern. Theo Lebow, der über weite Strecken den unveröhnlichen, blecherne Koloraturen schnarrenden und nach Vendetta schreienden Lanciotto geben muss, darf in sei-

dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, verfasst von Theodor Herzl, dem Vater des Zionismus. Der jüdisch-säkulare Journalist aus Wien träumte von einer Gesellschaft, in der Juden und Araber friedlich und gleichberechtigt zusammenleben. Religion sollte keine Rolle im öffentlichen Leben spielen. In seinem Roman kommt auch ein Rabbiner vor, der die Nichtjuden ausschließen will. Dieser Versuch wird von den Menschen

abgelehnt. Stattdessen setzt sich die Regel durch, wer sich zwei Jahre in den Dienst der neuen Gesellschaft stellt, könne gleichwertiges Mitglied werden. – „welcher Nation oder Konfession er auch immer angehören mag“. Denn die Werte von Freisinn und Menschenliebe sind die Voraussetzung der neuen Gesellschaft, so Herzl: „Zion ist nur dann Zion!“

War Herzl naiv? Kann ein Staat, der sich als Heimat für Mitglieder einer Religion definiert, auch wirklich als liberale Demokratie funktionieren? Das fragen wir uns – und landen dann wieder bei der grundsätzlichen Frage zum Verhältnis von Staat und Religion. Erstaunlicherweise gibt es genau zwei Staaten auf dieser Erde, deren Gründungsziel eine Heimat für eine Religionsgemeinschaft war: Das sind tatsächlich unsere Herkunftsländer, Israel und Pakistan. Und es gibt noch ein paar weitere Gemeinsamkeiten.

Sie sind beide als ehemals britische Kolonien fast gleichzeitig nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden: Pakistan im Jahr 1947, Israel folgte ein Jahr später. Pakistan ist aus der Bewegung des „Pakistan Movement“ entstanden, die für die Gründung einer muslimischen Nation die Teilung Britisch-Indiens anstrebte. Israel ist die Erfüllung des zionistischen Traums, einen jüdischen Staat zu gründen – als Schutz vor jahrhundertlangem Verfolgungen, Vertreibungen und Pogromen an Juden in Europa, die im Holocaust gipfelten. Ihre jeweilige Unabhängigkeit



Zierrgsang einer erschütterten Seele: Jessica Pratt als Francesca

Foto Barbara Aumüller

Zum Liebesduett reicht eine Harfe

Deutsche Erstaufführung nach fast zweihundert Jahren: Der Oper Frankfurt gelingt ein rundum überzeugendes Plädoyer für das lange vergessene Dante-Melodram „Francesca da Rimini“ von Saverio Mercadante.

erkämpften sich beide Staaten in blutigen Auseinandersetzungen. Millionen von Muslimen, Hindus und Sikhs wurden vertrieben und zur Migration gezwungen. Hunderttausende Palästinenser aus Israel und etwa so viele Juden aus arabischen Staaten wurden vertrieben.

Dass Pakistan und Israel historische Zwillinge sind, darauf sind natürlich nicht wir allein gekommen. Dies äußerten schon andere, unter ihnen so promi-

finden. Herzl lässt grüßen: Der Historiker Faisal Devji schreibt in seinem Buch über Pakistans Geschichte mit dem programmatischen Titel „Muslim Zion“, dass Jinnah die zionistische Idee lange studierte. Er habe „mehr Bücher über die Situation der europäischen Juden gehabt als über Muslime in irgendeinem anderen Land“.

Jedoch wurde die Vision Jinnahs, der bereits ein Jahr nach der Staatsgründung Pakistans verstarb, von den wenigsten

ner Arie im zweiten Akt einen ganz anderen, berührenden und warmen Ton anstimmen, dabei lässt er sich von seinem Double tröstend in den Arm nehmen. Zuletzt aber wirft er es unwillig zu Boden: Vendetta! Überhaupt werden hier ständig Blumen, Bücher und Darsteller zu Boden geworfen, Schergen fuchteln grausam mit Dolch und Schwert, Hofdamen leiden an posttraumatischen Belastungsstörungen – was aber in Erinnerung bleibt, sind solche ruhigen Töne und Bilder, die von der Utopie der liebenden Zuwendung sprechen.

Das Frankfurter Publikum hat den Abend mit Begeisterung aufgenommen, später Erfolg für ein Stück, das ein merkwürdiges Schicksal hatte. Denn vermutlich würde sich niemand an Mercadantes „Francesca da Rimini“ mehr erinnern, hätte sie zu Lebzeiten, wie Dutzende weiterer Opern dieses Komponisten, ihre Aufführung erlebt. Diese scheiterte an Primadonnen-Rivalitäten und Intendanten-Selbsterhöhung, so verschwand die Partitur in den Archiven. 2016 erst erfolgte beim Festival della Valle d'Itria die Uraufführung, die von den Tiroler Festspielen Erl übernommene Frankfurter Produktion war die deutsche Erstaufführung. Und sie zeigt, dass Mercadante ein Komponist auf hohem Niveau war, versiert und inspiriert zugleich.

Stilistisch markiert die Partitur die Abwendung vom Modell Rossini hin zum melodramma romantico Vincenzo Bellinis: Koloraturen werden vom Selbstzweck zum Ausdruck seelischer Erregung, der liebende Paolo ist eine Hosenrolle für Mezzosopran, während der Tenor noch den wutschnaubenden Querschläger geben muss, aber es gibt kein aufgesetztes Happy End mehr – alles wie in Bellinis exakt gleichzeitigen „I Capuleti ed i Montecchi“. Nach wie vor dominiert der Gesang, und wo man Bellini vorgeworfen hat, er verwanne sein Orchester in eine Riesenharfe, da setzt Mercadante in den Liebesszenen gleich die Harfe als einzige Begleitung ein.

Ramón Tebar am Pult des Frankfurter Opern- und Museumsorchesters sorgte für agile, manchmal etwas zu auftrumpfende Begleitung, anfangs gab es einige Wackelkontakte mit dem Chor. Auch hatte man den Eindruck, dass die drei Protagonisten, auf denen die Gesamtlast des Stücks ruhte, sich erst aufwärmen mussten, dann aber fabelhaft sangen, insbesondere Kelsey Lauritano, die den Paolo beweglich-wach spielte und sang, mit ihrem eher hellen und doch expressiven Mezzoklang. Schön auch die vielfältigen Blautöne der Biedermeier-Kostüme (Raphaëla Rose) und die differenzierte Lichtregie (Jan Hartmann).

Als Plädoyer für Mercadante ist dieser Abend rundum überzeugend. Und wenn die Kulturpolitik der Stadt Frankfurt es ihrer Oper gestattet, mit entsprechenden Mitteln ihren mehrfach preisgekrönten Kurs fortzusetzen, dann wäre es ein glücklicher nächster Schritt einer kleinen Mercadante-Renaissance, sein Meisterwerk „Il giuramento“ auf die Bühne zu bringen. WOLFGANG FUHRMANN

Israel und Pakistan sind historische Zwillinge

Kann es gut gehen, wenn Religion auf Nationalismus trifft?

Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

nente, gleichsam problematische Zeitgenossen wie der pakistanische Militärdiktator Zia-ul-Haq, der 1981 feststellte: „Pakistan ist wie Israel, ein ideologischer Staat. Wenn Israel das Judentum genommen wird, bricht es wie ein Kartenhaus zusammen. Wenn Pakistan der Islam genommen wird und ein säkularer Staat entsteht: Er würde kollabieren.“

Im Jahr 1977 war auch für Israel ein Schicksalsjahr. Nachdem die sozialistisch-säkulare Arbeitspartei das Land ohne Unterbrechung knapp dreißig Jahre regiert hatte, kam die rechtsgerichtete, jüdisch-traditionelle Likud-Partei an die Macht. Der neue Ministerpräsident Menachem Begin, ein begnadeter Redner, kombinierte in seiner Rhetorik meisterhaft Nationalismus und Religion. Unter Begins Anhängern formierte sich eine besonders ambitionierte Gruppe namens „Gusch Emunim“, die Siedlerbewegung. Sie vertraten die Ideologie, dass das „große Israel“ die Erfüllung eines religiösen Traums ist. Denn die Rückkehr

geteilt. Es sollte noch einige Jahre dauern, aber die Islamisierung des pakistanischen Rechts begann spätestens mit der Übernahme des Militärdiktators Zia-ul-Haq 1977. Er machte die Anwendung des islamischen Rechts zur ideologischen Priorität seiner elfjährigen Diktatur. Ein radikales Islamverständnis wurde sowohl im Straf- und Eherecht, Bildungswesen als auch in der Erhebung von Steuern zwangseingeführt und tatsächlich von weiten Teilen in der Bevölkerung begrüßt. Jedoch ist das Land bis heute von inneren Unruhen geprägt: ethnische Konflikte unter den verschiedenen Minderheiten, eine schwache Wirtschaft und Terrorismus. Bis heute leidet das Land unter einerseits dem Einfluss islamistischer Kräfte und andererseits der eher verdeckten Macht des Militärs.

Im Jahr 1977 war auch für Israel ein Schicksalsjahr. Nachdem die sozialistisch-säkulare Arbeitspartei das Land ohne Unterbrechung knapp dreißig Jahre regiert hatte, kam die rechtsgerichtete, jüdisch-traditionelle Likud-Partei an die Macht. Der neue Ministerpräsident Menachem Begin, ein begnadeter Redner, kombinierte in seiner Rhetorik meisterhaft Nationalismus und Religion. Unter Begins Anhängern formierte sich eine besonders ambitionierte Gruppe namens „Gusch Emunim“, die Siedlerbewegung. Sie vertraten die Ideologie, dass das „große Israel“ die Erfüllung eines religiösen Traums ist. Denn die Rückkehr



Pakistan und Israel mögen Zwillinge sein, allerdings keine eineiigen. Und übrigens kann von einem brüderlichen Umgang miteinander keine Rede sein: Zueinander pflegten sie keine diplomatischen Beziehungen.

Israel wurde zwar als jüdischer, jedoch nicht als religiöser Staat gegründet. Die Sache mit Pakistan ist allerdings nicht so eindeutig, wie man auf den ersten Blick glauben mag. Zwar war die religiöse Identität für die Staatsgründung entscheidend, jedoch war der Gründer Pakistans, Muhammad Ali Jinnah, alles andere als religiös. Seine Vision galt einem säkularen Staat, in dem alle Muslime ein Zuhause

des jüdischen Volkes zu den heiligen Stätten in Jerusalem, Nablus und Hebron würde das Ankommen des Messias herbeiführen. Eine Vorstellung, die den sozialistischen Gründervätern und -müttern des Landes völlig fremd war. Fast fünf Jahrzehnte später wurde zwar der Messias noch nicht gesichtet, doch die zweite Generation der Siedlerbewegung ist endgültig an die Macht gekommen. Ihre Vertreter, der Finanzminister Bezalel Smotrich und der Minister für Nationale Sicherheit, Itamar Ben-Gvir, scheinen aktuell die Innen- und Außenpolitik Israels sogar stärker als Ministerpräsident Netanjahu selbst zu bestimmen.

Wie kam es dazu, dass beide national-dekolonialen Gründungsprojekte in Pakistan und Israel – bei allen Unterschieden und Spezifika – von Fanatikern übernommen wurden? Wenn religiöser Fundamentalismus auf Nationalismus trifft, entsteht eine gefährliche Mischung. Der Historiker Volker Weiß stellt gegenwärtig den internationalen Trend einer sogenannten Nationalreligiosität fest, der derzeit neben Israel auch in Indien, Iran und der Türkei zu beobachten ist. Sobald die Nationenbildung tatsächlich oder vermeintlich abgeschlossen ist, würden religiöse Elemente den Staat durchdringen. Dann ersetzen nationalreligiöse Kräfte die Identifikation mit der eigenen Nation durch eine religiöse Zugehörigkeit. Konkret äußert sich das so: Laut einer Umfrage von 2010 würden fast neunzig Prozent der pakistanischen Bevölkerung sich in erster Linie als Muslim begreifen – und nicht als Pakistani. Auch in Israel ist eine ähnliche Entwicklung im Gange. Schon als Netanjahu 1996 seine erste Wahl gewann, sagte sein Kontrahent Schimon Peres: „Wir, die Israelis, haben verloren. Gewonnen haben die Juden.“

In der aktuellen politischen Auseinandersetzung können sich die „Israelis“ keine weitere Niederlage erlauben. Im Familienchat wurde tatsächlich schon mit den Gedanken über Auswanderung und eine zweite Staatsbürgerschaft gespielt. Nun können auch wir endlich etwas Sinnvolles beitragen: „Bei uns ist das Gästezimmer frei.“

Saba-Nur Cheema, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und Beraterin des Innenministeriums zum Thema Muslimfeindlichkeit.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

Alle Folgen der Kolumne finden sich im Internet auf der Seite www.faz.net/abendbrot.